



ALEXANDRA
GÖRNER

Kein
Moment
zum
Verlieben

ROMAN

 FOREVER 

seufzend. »Dann lass uns versuchen, einen Platz für sie zu finden.«

Über Melissas Einlenken war ich erleichtert, und ich beeilte mich, zurück ins Foyer zu gehen. Als ich eintrat, stellte ich mit Schrecken fest, dass Heather verschwunden war. Ihre Plastiktüte war weg und der Sessel, auf den sie sich vorhin gesetzt hatte, leer.

»Sie ist weg«, stieß ich ungläubig hervor, als Melissa neben mir stehen blieb.

Melissa schwieg, während ich geistesgegenwärtig zur Haustür rannte und sie aufriss. Hastig sprintete ich die Einfahrt hinunter. Wir hatten Heather nicht lange allein gelassen. Sie konnte also nicht weit gekommen sein. Als ich am Ende der Einfahrt angekommen war, blieb ich auf dem Gehweg stehen und blickte mich nach allen Richtungen um. Aber von Heather keine Spur. Sie war weg. Ich stieß einen lauten Fluch aus. Das durfte doch nicht wahr sein.

Wütend stapfte ich zurück zum Haus. Als ich eintrat, war Melissa gerade wieder auf dem Weg nach oben Richtung Büro unterwegs. Hastig schlug ich die Tür zu und eilte hinter ihr her.

»Das ist alles deine Schuld«, platzte ich heraus. »Mit deinem Gerede hast du sie vertrieben.«

»Ich weiß, du bist gerade sehr wütend. Aber vergiss nicht, mit wem du sprichst«, wies sie mich zurecht.

Ich biss mir auf die Zunge und schluckte eine weitere giftige Bemerkung hinunter.

»Und jetzt solltest du wieder an die Arbeit gehen«, forderte mich Melissa auf und setzte ihren Weg nach oben fort.

Wütend blieb ich am Fuß der Treppe stehen und blickte Melissa nach. Wie konnte sie jetzt einfach zur Tagesordnung übergehen?

Mit heftig klopfendem Herzen versuchte ich mich zusammenzureißen. Es war zum aus der Haut fahren. Die Ungerechtigkeit auf dieser Welt machte mich fertig. Schließlich ging ich zähneknirschend in unser Büro zurück und setzte mich wieder hinter meinen Schreibtisch. Aber in mir brodelte es, so wütend war ich. Auf Melissa, auf mich selbst. Auf diesen Hass, der unter den Menschen grassierte, und dieses politische System, unter dem anscheinend immer nur die Schwächsten zu leiden hatten.

...

»Ich habe mich so machtlos gefühlt, als Heather Hals über Kopf wieder verschwunden ist«, klagte ich am nächsten Mittag, als ich mit Rachel, meiner Freundin, in unserem Stammcafé saß und eine heiße Schokolade trank. Die Sonne, die heute Morgen noch

von einem strahlend blauen Himmel geschienen hatte, verkroch sich nun hinter dicken Wolken, und es goss wie aus Kübeln. Dicke Regentropfen klatschten gegen die Fensterscheiben. Auf den Gehwegen eilten die Passanten vorbei.

Rachel seufzte leise auf. »Dieses Gefühl von Machtlosigkeit kenne ich nur allzu gut«, erwiderte sie resigniert. »Ich erlebe es fast tagtäglich.«

Rachel arbeitete hauptberuflich als Rechtsanwaltsgehilfin in einer angesehenen Londoner Kanzlei, und in ihrer Freizeit arbeitete sie ehrenamtlich zwei Nachmittage und Abende die Woche in einer Flüchtlingsunterkunft. Wir kannten uns seit ungefähr zweieinhalb Jahren, und heute waren wir gute Freundinnen.

»An manchen Tagen fühle ich mich so schrecklich ausgebrannt, dass ich am liebsten alles hinschmeißen würde. Aber dann schenkt mir jemand, dem ich geholfen habe, ein erleichtertes Lächeln, und daraus schöpfe ich dann wieder neue Kraft und den Mut zum Weitermachen«, erklärte Rachel, und ich wusste genau, was sie damit meinte, und nickte zustimmend.

»Ob du es glaubst oder nicht, aber seit gestern versuche ich diese Heather zu finden. Ich telefoniere mir die Finger wund. Bis jetzt ohne Erfolg. Ich hatte die Hoffnung, sie in einem anderen Frauenhaus zu finden. Aber niemand scheint auf meine Beschreibung zu passen.«

Rachel trank einen Schluck Kaffee, dann fragte sie: »Und, was machst du jetzt?«

Etwas ratlos zuckte ich mit den Schultern. »Wenn es nach Melissa geht, soll ich diese sinnlose Suche endlich aufgeben und mich wieder auf meine Aufgaben konzentrieren.«

Rachel schaute mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Und, wirst du diesen Ratschlag annehmen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Du kennst mich. Wenn ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt habe, dann kann ich nicht einfach loslassen und die Sache vergessen. Ich werde also weiter versuchen, Heather zu finden.«

Rachel lächelte. »Ich weiß«, erwiderte sie dann und fügte hinzu: »Pass bloß auf. Am Ende bekommst du wegen deiner Alleingänge noch echte Schwierigkeiten mit Melissa.«

Meine Wangen begannen zu glühen, denn durch Rachels Worte wurde ich nur allzu gut an den gestrigen Tag und meine heftige Diskussion mit Melissa erinnert.

»An einer Kündigung war ich gestern ziemlich nah dran«, gab ich verlegen zu.

Rachel nickte geistesabwesend, denn inzwischen bekam der Flachbildfernseher, der über dem Tresen hing, ihre volle Aufmerksamkeit. Ich folgte ihrem Blick, und gerade, als Rachel murmelte: »Schau dir das mal an«, erkannte ich in der Frau, deren Foto gerade über den Bildschirm flimmerte, Heather.

»Das ist sie«, rief ich aufgeregt, und alle Blicke richteten sich auf mich. Aber das war mir egal. Stattdessen sprang ich schnell von meinem Platz am Fenster auf und eilte näher an den Fernseher heran, damit ich den Beitrag besser verstehen konnte.

Und das, was ich hörte, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren.

»Großer Gott«, stieß ich ungläubig hervor.

Die Worte des Nachrichtensprechers hämmerten in meinen Kopf, und ganz langsam manifestierten sich die Wortfetzen darin, und ich begriff die komplette Tragweite dessen, was er sagte.

Familiendrama. Frau am Morgen tot in ihrem Haus aufgefunden. Mehrere Messerstiche. Ehemann vorläufig festgenommen.

Mir wurden die Knie weich, und ich hatte das Gefühl, gleich umzukippen. Geistesgegenwärtig hielt ich mich an einem Barhocker, der am Tresen stand, fest, sonst wäre ich bestimmt wirklich gefallen.

Rachel stand mittlerweile neben mir.

»Bist du sicher, dass sie es ist?«, fragte sie und konnte ihren Blick wie ich nicht von den Nachrichten losreißen.

Mein Mund fühlte sich staubtrocken an. Während sich meine Finger in das weiche schwarze Leder des Barhockers gruben.

Während ich nickte, stieß ich hervor: »Ich bin ganz sicher. Das ist Heather.«

...

»Er hat sie umgebracht«, stieß ich wütend hervor, als ich in unser Büro platzte. Ich konnte es noch immer nicht fassen. Melissa schaute von ihrem Computer auf.

»Wovon sprichst du?«, fragte sie und schien verwirrt. Hatte sie denn heute noch gar keine Nachrichten gesehen?

Frustriert warf ich meine Tasche auf den Schreibtisch.

»Heather«, erklärte ich knapp, und endlich schien Melissa zu begreifen. Ihre Wangen liefen rot an, als sie wissen wollte: »Was genau ist passiert?«

»Ich habe es gerade in den Nachrichten gehört. Anscheinend hat Heathers Mann sie ermordet. Verdammt, wir hätten ihr helfen sollen«, stieß ich hervor. Ich war so zornig.

»Wir hätten nichts tun können«, erinnerte mich Melissa, und ihre Worte brachten mich auf hundertachtzig.

»Wie bitte?«, fragte ich ungläubig. »Ich finde, wir hätten eine Menge für Heather tun können. Sie nicht wegzuschicken, wäre eine fabelhafte Idee gewesen, wenn du mich

fragst«, gab ich schroff zurück und konnte mir den Sarkasmus in meiner Antwort einfach nicht verkneifen.

»Du machst mich für Heathers Tod verantwortlich?«, fragte Melissa und erhob sich von ihrem Schreibtischstuhl.

Missmutig verschränkte ich die Arme vor der Brust und nickte schließlich. Sollte sie mich doch feuern. Im Moment war mir alles schnuppe.

»Du hast ihr Angst gemacht und sie damit vertrieben. Heather könnte noch am Leben sein. Aber du musstest sie ja unbedingt wegschicken.«

»Jetzt hör mir mal gut zu, Lana. Dieser Job ist nicht gerade leicht. Glaubst du etwa, dass ich die Frau gerne weggeschickt habe? Nein, gewiss nicht. Jedes Mal, wenn ich jemanden ablehnen muss, bricht es mir fast das Herz. Aber es gibt nun mal Regeln, an die ich mich halten muss. Wir können nicht mehr Menschen unterbringen, als wir freie Plätze zur Verfügung haben. Seit nunmehr vierunddreißig Jahren bin ich die Leiterin dieser Einrichtung, und du kannst dir nicht vorstellen, was ich in dieser Zeit alles erlebt habe. Dass Heather umgebracht wurde, ist schrecklich. Ich weiß, du brennst für diese Arbeit. Aber lass mich dir bitte einen Tipp geben: Wenn du diesen Job noch ein paar Jahre machen möchtest, rate ich dir, lass dich nicht zu sehr vereinnahmen. Wenn du es nicht schaffst, Berufliches und Privates zu trennen, besteht die Gefahr, dass du an deinen Aufgaben hier zerbrichst.«

Ich schaute Melissa an, und tief in mir drinnen wusste ich, dass sie recht hatte. Oft reagierte ich zu impulsiv und ließ mich zu schnell mitreißen, und leider war ich auch manchmal zu verbissen.

Aber so war ich nun mal, und ehrlich gesagt hatte ich auch keine große Lust, mich zu ändern.

»Das mag sein«, lenkte ich ein und fügte dann gefrustet hinzu: »Das ist alles so schrecklich unfair und vor allem sinnlos.«

Melissa seufzte leise auf. »Am besten, du gehst jetzt wieder an die Arbeit«, sagte sie schlicht und einfach.

Einen Moment lang starrte ich sie an und war über ihre scheinbare Gleichgültigkeit geschockt. Wie konnte sie nach dieser Nachricht mir nichts, dir nichts zur Tagesordnung übergehen? Ich fragte mich, ob ich in ein paar Jahren ebenso abgestumpft auf derartige Nachrichten reagieren würde.

Ich beobachtete Melissa noch einen kurzen Augenblick, während sie sich längst wieder den Papieren auf ihrem Schreibtisch zugewandt hatte. Seufzend ließ ich mich schließlich auf meinen Schreibtischstuhl sinken und schaltete meinen Computer ein. Ich versuchte an etwas anderes zu denken, aber Heather bekam ich einfach nicht aus

meinem Kopf. Ich ließ den gestrigen Tag wieder und wieder Revue passieren und wünschte mir, die Zeit zurückdrehen zu können. Aber das ging nicht. Also versuchte ich, nach vorne zu schauen und mich auf meine Aufgaben zu konzentrieren, allerdings war das unglaublich schwer.

Gedankenversunken starrte ich auf meinen Bildschirm, ohne wirklich etwas zu sehen.

Erschrocken zuckte ich zusammen, als Maja plötzlich neben meinem Schreibtisch auftauchte und eine Akte darauf ablegte.

Betrübt sagte sie: »Ich habe es gerade in den Nachrichten gehört. Tut mir wirklich leid, dass es so weit gekommen ist.«

Wortlos nickte ich. »Ja, mir tut es auch wahnsinnig leid.«

Maja ließ sich auf der Kante meines Schreibtisches nieder und lächelte aufmunternd. »Bald wirst du auf andere Gedanken kommen. Du freust dich sicher schon auf deinen Urlaub. Hast du irgendetwas Bestimmtes vor?«

Für einen kurzen Moment schaute ich Maja verwundert an, und dann fiel es mir wieder ein. Meinen bevorstehenden Urlaub nächste Woche hatte ich bei all den Ereignissen der letzten Tage kurzzeitig vergessen. Dabei freute ich mich wahnsinnig darauf.

»Ich werde meine Cousine Isabella besuchen. Sie lebt in Port Isaac«, stammelte ich.

Majas Blick hellte sich auf. »Cornwall ist wunderschön«, sagte sie, und ich nickte.

»Finde ich auch.«

Ich deutete auf die Akte, die Maja mir eben gebracht hatte. »Ich schaue gleich rein«, erklärte ich, und sie nickte.

»Super. Ich hole mir einen Kaffee. Soll ich dir einen mitbringen?«

»Gerne«, erwiderte ich.

Während sich Maja von der Kante meines Schreibtisches erhob und davonging, um den Kaffee zu holen, zog ich mir die Aktenmappe heran und machte mich mit der Sachlage vertraut. Während ich die Papiere durchging, dachte ich an meinen Trip nach Port Isaac, und meine Laune besserte sich mehr und mehr. Ehrlich gesagt, konnte ich meinen Urlaub nun gar nicht mehr erwarten. Eine Auszeit nach all dem Chaos würde mir bestimmt guttun, und für Isabella war es sicherlich ein Leichtes, mich auf andere Gedanken zu bringen. Darin war sie einfach ein absoluter Profi.